Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Und nochmal überabreitet.

Die Hufe der Pferde rissen schmatzend die matschige Erde auf, warfen Schlamm und Erdbrocken in die Luft. Die Erde bebte unter ihnen, während sie auf die entfernte Stadtmauer am Horizont zu donnerten. Die königliche Hauptstadt Hoorn mit ihrer über sechshundert Fuß hohen Stadtmauer ragte wenige Meilen vor ihnen auf. Ihre unzähligen Türme und Festungsanlagen griffen wie die erstarrten Finger einer toten Hand zum Himmel. Dahinter funkelte ein dünner, dunkelblauer Streifen des dynerischen Meeres. Sie waren über acht Dutzend Pferde mit ebenso vielen Reitern auf ihnen, die meisten in den Kettenhemden und den dunkel grünen Umhängen der königlichen Armee, doch an ihrer Spitze ritt ein Reiter in einer prunkvoll verzierten Rüstung und einem, von Staub grau und träge, im Wind hängenden, scharlachroten Umhang mit den Leviathanwappen des Königshauses Hoorn. Er trug keinen Helm und seine wilde haselnussbraune Mähne kräuselte sich im Wind. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Sein Gesicht war glatt rasiert und selbst jetzt, wo er unter der Anstrengung keuchte, hatte es diese weiche Schönheit, für die es bei den Damen des Hofs so beliebt war. An seiner Seite ritten er, Sir Theodor, der Sohn des Grafen Absborgen, und Sir Wilmar Bylbon, ein Ritter und Vasall des Königs.
Im Gegensatz zum Prinzen trugen Wilmar und Theodor Helme mit geöffneten Visieren und schlichte Stahlrüstungen. Theodors Umhang war dunkelblau mit dem goldenen Einhorn bestickt, das Wappen der Grafschaft Absborgen, während Sir Bylbon einen beigen Umhang trug mit dem schwarzen Bunyip drauf, einem in den Sümpfen und Hochmooren von Hoorn heimischen Nager, der meist unter Wasser schwamm, sich von Fischen ernährte und bis zu 5 Fuß lang wurde.
Am Horizont ging die Sonne neben der Stadt im dunklen dynerischen Meer unter.
Bald würde die Nacht über sie hereinbrechen. Die ersten blassen Nebelfetzen trieben von der Küste über die Moore, durch die sich ihre Straße schlängelte, zu ihnen. Immer wieder warfen die Männer einen flüchtigen Blick auf die Straße zurück, doch sie war dort genauso leer wie vor ihnen. Sie waren viel zu spät aus Bylbon aufgebrochen. Nur wegen diesen verdammten Feiern, die Theodor gründlich satthatte. Bei jeder noch so kleinen Ritterburg, an der sie hielten, musste der Prinz mit dem Burgherr auf seine Verlobung mit Farly Kasteron anstoßen. Theodor hatte selber natürlich auch mit den anderen Rittern das Glas erhoben, aber im Gegensatz zum Prinzen hatte er sich nicht betrunken und war bei Sonnenaufgang bereits auf den Beinen gewesen, um die letzte Etappe ihrer Reise zurück nach Hoorn anzutreten. Der Prinz selber hatte sich vor Mittag nicht sehen lassen. Sollten die Gerüchte stimmen, dann würde der Zorn des Königs über ihre Verspätung ihr geringstes Problem sein, wenn sie sich nach Sonnenuntergang noch außerhalb der Stadt aufhielten. Zumindest hatten sie kaum Gepäck bei sich, welches sie verlangsamte, da sie von Burg zu Burg ritten. Theodor gab seinem schweißbedeckten Pferd die Sporen um mit dem Prinzen mitzuhalten. Kater hin oder her, der Prinz war sattelfest wie eh und je.
Theodors Schenkel verkrampften sich vor Schmerz und seine durchgescheuerte Haut brannte. Er verfluchte sich dafür, dass er die schwere Rüstung angezogen hatte, unter der, er in seinem eigenen Schweiß badete, anstelle einer leichten Reitkleidung, aber Sir Bylbon hatte darauf bestanden. Wütend stieß er seinem Pferd abermals die Sporen in die Seite. Das arme Tier wieherte vor Schmerzen. Einen Moment lang bedauerte er es, doch hatte er Angst und diese überschattete sein Mitleid mit dem Tier.

Die Aussicht bei Nacht durch die Moore zu reiten oder in ihnen zu nächtigen war alles andere als verlockend. Alle Dörfer, durch die sie hindurchritten, waren verlassen. Einige waren niedergebrannt worden. Nur noch schwarze, verkohlte Holzskelete zeugten von ihrer einstigen Existenz. Bei anderen waren die Türen und Fenster eingebrochen oder zerkratzt. Nicht selten zierten dunkle Flecken und Pfützen getrockneten, dunkelroten Blutes den Weg und die Wände. Leichen gab es nicht, weder von Tieren noch von Menschen.

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

Selbst die Krähen hielten sich fern von den Dörfern. Sie saßen auf den umstehenden Birken von wo sie aus die Wege neugierig zu beobachten schienen.
Wann immer die Männer durch solch ein Dorf kamen, drängten sie sich so dicht beieinander, dass sie sich fast gegenseitig über den Haufen ritten. Sie blickten sich angsterfüllt um, wie kleine Kinder, die sich im Wald verlaufen hatten. Theodor jedoch starrte genauso entschlossen wie der Prinz nach vorne, auf ihr Ziel, die Stadt seines Königs Cornelius Hoorn. Die Berichte über die Verschlimmerung der Ghulplage, die sie vereinzelt in Absborgen erhalten hatten, erwiesen sich mehr als richtig, auch wenn Niemand von ihnen solche Ausmaße erwartet hatte.
Als sie vor nicht mal zwei ganzen Mondtänzen abreisten, waren Ghule außerhalb ihrer Grüfte keine Bedrohung. Aber nun. Er schüttelte den Kopf.
Lange war die Reise in den kalten Norden gewesen, auf die er den Prinzen begleitet hatte, um die Verlobung zwischen Levi Hoorn und Farly Kasteron zu beschließen. Allein bei den Gedanken, an die drei weißhaarigen Töchter des alten Grafen Kasterons, mit Augen wie Schneeflocken und Herzen wie Eisbrocken, fröstelte es ihn. An Levis Stelle würde er sich wahrscheinlich auch betrinken. Kasteron lag an den Bergen im Norden, wo Eisbären und Mammuts aneinander zerfleischten und die klirrende Kälte einen ins Grab begleitete. Ein kaltherziger Ort, der kaltherzige Menschen heranzog.
Seine feuchten Hände klebten an der Innenseite der Lederhandschuhe, mit denen er die Zügel seines weißen Hengstes umklammerte. Er warf einen Blick rüber zu Prinz Levi Hoorn, genannt der Schönling und zweitältester Sohn, des Königs von Hoorn , dem kleinen aber ältesten Königreich im Süden von Malestur. In der Dunkelheit konnte er zwar nicht mehr das Gesicht, aber dafür die aufrechte und selbstbewusste Körperhaltung ausmachen. Wie Levi diese trotz des vielen Weins und des schnellen Galopps aufrechterhalten konnte, war ihm schleierhaft.
Die Sonne verschwand endgültig hinter dem Horizont. Am Nachhimmel erschienen, statt ihrer, zwischen den Wolkenfetzten, die beiden Monde Fratos und Sora.
Fratos, der größere der beiden leuchtete voll und tränkte die Nacht in seinem leichenblassen Licht, während Sora noch als kleine blaue Sichel tief am Horizont hing.
Die einzelnen Nebelfäden verdichteten sich zu dicken Nebelschwaden und bald war ihre Sicht auf wenige Schritte beschränkt.
Sir Bylbon brüllte über die Schulter zu seinen Männern, sie sollten schneller reiten, doch sein Befehl ging im tosendem Lärm der Hufen unter und war sowieso sinnlos, da die Pferde bereits bis an ihre Grenze gingen. Sie donnerten so schnell um eine Abbiegung, dass Theodor erst im letzten Augenblick die Gestalt sah, die sich vor ihnen auf den Weg aufgebaut hatte. Für einen Moment glaubte er schemenhaft einen Mann in schwarzer Kleidung im Mondlicht zu sehen. Die Haut und die Haare waren so weiß, dass sie im Dunkeln zu leuchten schienen und er meinte zu erkennen, dass die Augen des Mannes wie Glut brannten. Bevor er über die Bedeutung dessen, was er sah, nachdenken konnte, riss er die Zügel seines Pferdes instinktiv zurück. Es kam gerade noch so zum Stehen, ohne ihn abzuwerfen, doch der Prinz vor ihm reagiert zu langsam. Sein Pferd strauchelte und stieß fast mit dem Unbekannten zusammen. Entsetzt sah Theodor wie der Mann mit seiner Hand, oder eher Pranke, nach dem Pferd schlug, sodass es samt Reiter gegen einem Baum am Wegesrand gedonnert wurde. Die Beine des Prinzen knackten laut, wie dünne Äste, die man fürs Feuermachen zerbrach, unter der Last des toten Pferdes. Levis schöner Kopf schlug gegen den Baumstamm und platze auf wie eine überreife Frucht.
Ein lautes markerschütterndes Heulen ertönte und das Klirren von Stahl als Schwerter gezogen worden. Alles zog sich in Theodor vor Angst zusammen. Pferde wieherten. Kaum hatte er das Visier seines Helms heruntergeklappt, sah er dunkle Schemen überall um sie herum. Guhle lösten sich aus dem Nebel und stürmten kreischend vom Moor auf die Straße. Graue, hässliche und haarlose Gestalten, die einst Menschen gewesen waren und deren kohleschwarzen Augen gierig nach Blut funkelten. Theodor zog sein Schwert und holte nach dem ersten Ghul aus, der auf ihn zugesprungen kam, und durchtrennte dessen Körper mit

Dieser Text stammt aus demDeutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

einem sauberen Schnitt.
Einige von den Soldaten schrien, andere weinten, wieder andere begannen laut stark zum Schöpfer oder zu Göttern zu beten, während sich viele vergebens gegen die Flutwelle aus Untoten, die über ihnen hereinbrach, wehrten. Diejenigen, die versuchten zu fliehen, wurden kreischend von ihren Pferden gerissen und unter einem Haufen hungriger Ghule begraben. Theodor sah aus den Augenwinkel wie Sir Bylbon versuchte, sein vor Angst wahnsinniges, Pferd unter Kontrolle zu bekommen. Einer der Ghule, eine kleine graue, verkrümmte Gestalt, bis auf eine zerrissene Hose nackt, sprang auf Sir Wilmars Bylbons Pferd und riss ihm mit seinen Klauen den Helm vom Kopf. Die scharfen Zähne gruben sich in die Kehle, sodass eine Fontäne aus dunklem Blut in den Nachthimmel schoss, zusammen mit dem gurgelnden Schrei des Ritters.Weitere Ghule sprangen auf das wiehernde Pferd, krallten sich fest und rissen es bei lebendigem Leib in Stücke. Die Luft war mit Blut und Todesschreien getränkt.
Auch auf Theodors Pferd sprangen Ghule und krallten sich fest. Blut rann über das weiße Fell. Das Tier drehte laut wiehernd durch und trat nach den Ghulen. Theodor Absborgen versuchte sich verzweifelt an seinem Pferd festzuhalten, während er mit einer Hand nach den Ghulen stach. Vergeblich. Mit einem hohen Bogen flog er über den Kopf des Pferdes. Seine schwere Rüstung schepperte im blutgetränkten Staub der Straße. Für einen Augenblick blieb ihn die Luft weg und er schnappte nach ihr, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Er drehte sich auf seinen Rücken und sah, wie fünf oder mehr Ghule sich auf sein Pferd stürzten. Sein Schädel dröhnte und er hatte sein Schwert verloren, doch bevor er sich aufrappeln konnte sprang ein Ghul auf ihn. Instinktiv riss er seinen Arm hoch und die Zähne zersplitterten an dem harten Stahl seiner Unterarmschiene. Das Wesen, welches seiner Kleidung und Statur nach zu urteilen wohl früher eine Bäuerin gewesen war, heulte vor Schmerz auf. Theodor warf es von sich und sprang auf, um seinen schweren gepanzerten Stiefel auf den Schädel der Untoten niedersausen zu lassen. Der Kopf des Ghuls zerbrach unter dem Fuß laut knackend wie eine Nuss und die schwarze, gräuliche Masse, die einst ein Hirn gewesen war, quoll und spritzte in alle Richtungen. Abscheu und Übelkeit überkamen Theodor, der dagegen ankämpfen musste, sich nicht in sein Visier zu übergeben. Er taumelte davon, während ihn bereits zwei weitere Ghule ansprangen, die ihn sicherlich in Stücke gerissen hätten, wäre nicht einer der Soldaten vorbeigeritten und hätte ihnen nicht mit seinem schwingenden Streithammer die Schädel zertrümmert. Theodor sah sein Schwert im Mondlicht auf dem Boden funkeln. Gerade als er das Heft mit seiner Hand umschloss, griffen ihn die Ghule wieder an und einer zerrte an seinem Umhang. Theodor wirbelte mit seiner Klinge herum und befreite sich mit einer flüssigen Bewegung sowohl von Umhang als auch vom Ghul. Der Blaue Stoff fiel auf den Ghul, der sich darin verhedderte und mit einem Hieb erschlug er ihn. Mit schnellen Schwertschnitten entledigte er sich drei weiteren Ghulen. Er fror in seiner Rüstung, aber er erledigte einen nach den anderen, während er sich seinem Weg über das Schlachtfeld bahnte. Leichen von Pferden, Ghulen und Soldaten stapelten sich auf dem Weg, dennoch strömte für jeden toten Ghul ein Dutzend Neuer nach. Woher kamen sie? Ghule hatte es zwar schon immer gegeben, aber nie in diesem Ausmaß und nie hatten sie ihre Gruften und Katakomben verlassen, warum jetzt und warum so viele, schoss ihn die Frage in den Kopf. Ihm blieb keine Zeit zum Überlegen. Sein Herz raste und in seinen Ohren rauschte das But. Der Geruch von Verwesung, Tod, Blut und der Gestank des Moores umhüllten ihn, genauso wie die Schreie von sterbenden Männern und Untoten. Diesen Kampf konnten sie nicht mehr gewinnen, stellte er verbittert fest, während er sich seinen Weg zum Herzen der Kämpfe bahnte, wo eine Gruppe von Soldaten in geschlossener Kreisformation noch den Ansturm standhielt. Er hieb nach einem Ghul, der auf ihn zusprang und das verzerrte Gesicht eines jungen Mannes in seinem Alter hatte, doch das Schwert blieb im Hals des Untoten stecken. Der Junge kreischte, wobei schwarzer Schleim aus seinem Rachen auf Theodors Rüstung spritzte, und die Krallen über dem Stahl schabten. Angewidert trat er dem Ghul von sich und riss das Schwert mit einem Ruck heraus. Er hielt sich wacker in dieser Schlacht und eine Welle aus Kraft durchströmte plötzlich seinen Körper. Die ganze Welt schien sich, bis auf ihn, nur noch in Zeitlupe zu bewegen, während er blitzschnell mit seinem Schwert herumwirbelte und Gliedmaßen und Körper wie Gras mähte. Er tanzte über das Schlachtfeld zu einer Musik, die nur er hören konnte

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / http://www.dsfo.de

Elirium Saga : Die Rückkehr der Götter

und bei jedem Paukenschlag versenkte er die Schwertspitze in einem anderen Untoten. Es war, als würde er von einem Tanzpartner zum Anderen wechseln und immer wissen, wo sich der Nächste befand. Als würde ihn ein sonderbar, alte Kraft lenken. Seine Klinge fraß sich in der Kehle eines Ghuls und wirbelte herum, um den zu enthaupten, der sich von hinten angeschlichen hatte, parierte die Klauen des dritten und durchtrennte die des vierten. Langsam beschleunigte sich die Welt wieder. Der Schlachtrausch klang ab. Theodor stand keuchend und zitternd in einem riesigen Haufen von totem Fleisch. Er fror und zitterte am ganzen Körper, doch musst er alleine 25 oder mehr von ihnen erschlagen haben. Außer ihm befand sich in seiner Nähe niemand Lebendiges mehr. Nur einige Ghule, von denen die meisten an ihm vorbei stürmten, zu der Mitte des Weges, wo das Schlachten noch tobte. Eine Gruppe Überlebender hatte sich in der Mitte der Straße gesammelt und kämpfte ohne ihre Pferde am Boden. So konnten sie sich gegenseitig mit den Schildern Deckung geben. Er machte zwei weitere Ghule vor ihnen nieder, nun viel langsamer. Sein ganzer Körper zitterte vor Erschöpfung und Kälte.
Die Soldaten öffneten die Formation, in die er sich lückenlos eingliederte.
Rücken an Rücken im Kreis versuchte Theodor mit den Männern den Angriffen stand zuhalten. Ihre stumpfer werdenden Klingen zurrten durch die Luft und schlugen, die nach ihnen greifenden, Klauen und Köpfe ab, während schwarzes, untotes Blut ihre Rüstungen bespritzte. Nach und nach fiel ein Soldat nach dem anderen und wurde von den Ghulen fortgerissen. Gerade als Theodor sich bereits zu Tode verurteilt wähnte, brach der Angriff plötzlich ab. Langsam, mit geneigtem Kopf, und knurrend wie geschlagene Hunde, zogen sich die Ghule rückwärts in den Nebel zurück. Einen schreienden Mann, dem ein Arm und beide Beine fehlten, zerrten sie dabei mit sich in dem Nebel, wobei er eine Spur aus Blut hinterließ. Seine Todesschrei brachen abrupt ab, kurz nachdem sein Schatten im Nebel verschwand. Eine bedrohliche Stille senkte sich über den Weg.
Nur noch vier Männer, von beinahe hundert, waren übrig geblieben. Sie drängten sich dicht aneinander, die blutverschmierten Schilder und die Schwerter vor sich haltend. Ihr Atem war schwer. Einer von ihnen hatte eine klaffende Wunde dort, wo ihm ein Ghul das Schienbein herausgerissen hatte, doch er stand schweigend auf seinem gesunden Bein, während er sich mit einer Hand an seinem Kameraden festhielt und mit der anderen zitternd seine Streitaxt hielt. Wie eine schwere Kette auf ihren Schultern schien die Angst sie zu erdrücken. Langsam blickten sich die überlebenden Männer um und blinzelten ungläubig. Ihre Kettenhemden klirrten leise. Dichter Nebel umgab sie und sie standen in einem Meer aus Blut, toten Ghulen und vielen zerfetzten und aufs unkenntliche zerstückelten Fleischhaufen, die einst Menschen oder Pferde gewesen waren. Ihre Angreifer waren verschwunden. Nur noch ihr Gestank nach Verwesung und Tod hing in der Luft.
Keiner der Männer wagte es zu sprechen. Der Dampf ihres hechelnden Atems stieß aus ihren Mündern in die kalte Nachtluft und ihre Arme, mit denen sie ihre Schwerter fest umklammerten, wie verschreckte Mädchen ihre Puppen, bebten vor Angst. Die beiden Monde schienen durch ein großes Loch in der Nebeldecke über ihnen auf sie hinab, wie die Zuschauer bei einem Duell.
Theodor blinzelte. Er meinte zu sehen wie sich ihnen etwas durch den Nebel, der mittlerweile so dick wie Milch war, näherte.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).